

<p>e-Journal Philosophie der Psychologie</p>	<p>BEDINGUNGEN FÜR FREIHEIT von Herbert Hrachovec (Wien)</p>
------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------

"Literarische Werke", so diagnostiziert der US-amerikanische Literaturprofessor Alan Liu, haben im Medienzeitalter für die allgemeine Öffentlichkeit ihren Sonderstatus verloren. Sie liegen auf einem Gradienten zwischen "Textualität und Information, Imagination und Unterhaltung, Schriftstellern und Berühmtheiten, Verlegern und Firmengruppen". Aus dieser distanzierten Sicht steht es mit philosophischen Büchern ebenso. Die unlängst aufgeflamnte Debatte über Willensfreiheit und Determinismus ist ein gutes Beispiel. Quer zu den Gepflogenheiten der Fachdiskurse haben philosophierende Hirnforscher durch provokante Manifeste, in Tageszeitungen und über die Wissenschaftsberichterstattung eine Kontroverse ausgelöst, die in der Welt der Spezialisten rasch aufgenommen wurde. Die Öffentlichswirksamkeit beflügelte die Akademiker und das verstärkte umgekehrt die Wirksamkeit der ursprünglich recht simplen Intervention. Ein Höhepunkt war im Herbst 2004 erreicht, als Jürgen Habermas das Medien-Event der Verleihung des Kyotopreises zum Anlass einer Auseinandersetzung mit der Neuauflage des Konfliktes zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften nahm.

Mit diesem Akzent beginnen die folgenden Überlegungen. Ihre Absicht besteht nicht darin, den notgedrungen oberflächlichen Charakter der Debatte zu vertiefen, d.h. den Differenzierungsreichtum der Spezialistinnen (m/w) kritisch und weiterführend gegen den publikumswirksamen Aufriss des Problems einzusetzen. Stattdessen bleiben sie auf dem Niveau der Massenmedien. Sie sind in ihrer ursprünglichen Form für das on-line Forum der Österreichischen Rundfunk- und Fernsehgesellschaft geschrieben. Dort sollten sie allerdings keine Wortmeldung im interdisziplinären Dialog, sondern ein genuines, den Bedingungen des Mediums angepasstes Stück Philosophie sein. Eine Reaktion auf das anfangs angesprochene Problem des Spezifitätsverlustes. Wie kann, angesichts der Reizüberflutung des öffentlichen Lebens, ein philosophischer Beitrag, der sich nicht in eine Ecke zurückzieht, aussehen?

Eine erste Entscheidung bestand darin, eine Serie zu schreiben. Dieses Genre ist zwischen Traktaten und Kolumnen neu zu entdecken. Zweitens hatte die Darstellung eng an der Alltagssprache zu bleiben und nirgends mit den Privilegien des Fachdiskurses aufzutumpfen. Und drittens lag der Witz des Unternehmens gerade darin, dabei den Reichtum der Unterscheidungskraft und der spezifisch akademischen Gedankenfreiheit nicht zu verleugnen. Vielleicht erscheinen diese Ansprüche zu mediengläubig oder – von der anderen Seite gesehen – zu ambitioniert. Es sind die Kolleginnen (m/w) vom Fach, nicht die Konsumentinnen (m/w), die sich darüber ein Urteil bilden können. Ein Urteil bilden müssen, wenn sie Philosophie im Gradienten zwischen abendländischer Werterhaltung und Talkshow sehen. Die nächsten fünf Abschnitte definieren das Umfeld, in dem die Auseinandersetzung zwischen Hirnforschung und Philosophie vernünftig geführt werden kann. Sie haben bei ihrem Erscheinen einige pointierte und weiterführende Kommentare ausgelöst. (Auch eine Reihe nutzloser Bemerkungen.) Das Studium dieser Reaktionen stimmt zuversichtlich: ein Bedürfnis nach Philosophie ist intakt. Die letzte Einschaltung der Serie hat diese Rückmeldungen in den Haupttext aufgenommen.

Anfangen

Es gibt Hobbywinzer und Salonpreisträger. Eine Könnerin schöpft die Möglichkeiten ihres Metiers optimal aus und verbindet sie zu einem ausgereiften Produkt. In der Philosophie verhält es sich ebenso. Jürgen Habermas' Stellungnahme zum Thema "Hirnforschung und Willensfreiheit" ist eine souveräne Intervention. Sie spielt auf den nötigen Registern und bietet ein plausibles Bild davon, wie sich naturwissenschaftliche Forschung mit der Arbeitsweise der Kultur- und Gesellschaftswissenschaft verträgt. In einer Hinsicht ist die Stellungnahme vielleicht zu perfekt. Sie fasst zahlreiche Fragestellungen zusammen und bietet Antworten, deren Gewicht erst aus den angeschnittenen Fragen einsichtig wird.

Im Thema Willensfreiheit überschneiden einander einige zentrale Bruchlinien des menschlichen Selbstverständnisses im naturwissenschaftlich-technischen Zeitalter. Ich werde sie in fünf Abschnitten ansprechen und verdeutlichen, dass auf verschiedene Unterscheidungen kaum verzichtet werden kann, sofern verständlich werden soll, was Menschen tun. Der Fokus "Willensfreiheit" wirft ein Schlaglicht auf einen begrifflich verwinkelten Bereich, dessen Erörterung mehr Spielraum benötigt, als die zugespitzte Prestigefrage "Neuronentrigger oder bewusstes Handeln?" zulässt.

Manchmal brauchen Gedanken Umwege. Ein begriffliches Requisite zur Diskussion der Willensfreiheit ist der Themenkreis "Anfang". Eine Handlung zeichnet sich ja unter anderem dadurch aus, dass sie beginnt (und endet). Die Debatte, wer oder was diesen Beginn bestimmt, baut auf der ersten Charakteristik auf. Und dabei zeigt sich ein interessanter Zusammenhang. "Das neue Jahr beginnt" - wie macht es das? Ein astronomischer Ablauf wird durch die Brille eines Systems zur Zeiteinteilung gesehen und als eine Art "Akteur" angesprochen. Ähnlich verhält es sich mit Ausdrücken wie "der Ausbruch der Grippewelle" oder "die Wiederholung der Melodie". Gegeben sind ein mikrobiologisches bzw. akustisches Ereignis und eine Perspektive, aus der es einem Einschnitt unterliegt. (Bazillen kennen den Verlauf von Epidemien nicht.)

Viele Anfänge sind von dieser Art: gemischte Hinsichten, die einerseits ein Kontinuum voraussetzen und es, zweitens, durch eine Intervention von außen strukturieren. Im Theatersaal verlöschen die Luster, der Vorhang hebt sich, das Drama beginnt. Das ist der eingespielte Verlauf, es kann auch vorkommen, dass es keinen Vorhang (oder keine Bühne) gibt und die Beleuchtung unverändert bleibt. Das ändert nichts daran, dass wir - sollte es sich um eine Theaterstück handeln - den Beginn der Vorstellung an einen Zeitpunkt binden. Auch wenn er nicht exakt zu fassen ist, das Stück (das Jahr, die Grippewelle) hat einen Anfang, anders ist es nicht als Theaterstück auszumachen. Und es hilft nur ein Stück weit, diese Eigenschaft mit einem Faktum (oder Zeitmoment) zu identifizieren, das nicht von der Einschätzung der Beteiligten abhängt.

In meiner Dissertation untersuchte ich sprachliche Abläufe mit Hilfe des "Sonographen", eines Gerätes zur Visualisierung der Frequenzverteilung akustischer Eingaben. Es stellte sich heraus, dass unsere Vokale und Konsonanten nicht wie die Kugeln einer Kette nebeneinander aufgefädelt sind. Sie nehmen im Artikulationsverlauf je nach Sprachkontext unterschiedliche Formen an. Das Aussehen eines Dentallautes wird vom Vokal beeinflusst, der ihm nachfolgt. "T-isch" sieht anders aus, als "T-ür". Das Frequenzbild zeigt, dass ein Vokal schon "begonnen" hat, bevor er syntaktisch erforderlich und hörbar wird.

Die eine Seite ist ein Klangereignis, die andere ein klassifikatorisches System. Dazwischen liegt eine Marke eigentümlicher Beschaffenheit, die Folge einer Projektion von Ordnung auf ein Geschehen, das ohne eine derartige Ordnung gedacht wird. Die Marke nennt sich beispielsweise "hier beginnt der Vokal" und ist ein Vorschlag zwischen zwei Welten.

Das Experiment, welches die aktuelle Debatte über Willensfreiheit provoziert hat, operiert mit Zuschreibungen von "Anfang" an einen Reizverlauf.

Das Experiment

Beim Sprechen werden jene Schallwellen erzeugt, aus denen Worte und Sätze bestehen. "Tintenfass" bedeutet etwas anderes als "Tintenfarce". Woran liegt das? Akustische Analysen werden nicht weit führen. Es beruht auf der Projektion eines bestimmten Lautsystems auf die hörbaren Daten. Dass etwas überhaupt ein Sprechlaut ist - z.B. im Unterschied zum Räuspern - kann nur mit Hilfe phonologischer Ordnungen entschieden werden. Dafür reichen Tonabfolgen nicht, auch wenn sie zum Verfahren unentbehrlich sind.

Das augenblicklich heftig diskutierte neurophysiologische Experiment Benjamin Libets hat eine ähnliche Struktur. Auf der einen Seite werden neuro-elektrische Impulse aufgezeichnet, auf der anderen Seite liegt ein Deutungsmuster. Die Provokation besteht in der Verbindung der beiden Perspektiven: das Erregungsdiagramm soll Aufschluss über den Verlauf willentlich ausgelöster Handlungen geben. Ein erster Einspruch: Sowenig wie die Sprache in Lautwellen, befindet sich der Wille in der Hirnelektrik. "Lokale präparatorische Erregungsveränderungen großer Nervenverbände" (Niels Birbaumer) enthalten weder Freiheit noch Unfreiheit. Zugegeben, aber die Versuchsanordnung lässt sich vorsichtiger beschreiben. Ihr Objekt sind die neurologischen Korrelate der Willenstätigkeit.

Vorsicht ist angezeigt, wenn Philosophinnen (m/w) sich in empirische Forschungs-Designs einmischen, aber eine Anmerkung ist unerlässlich. Was unter "Willenstätigkeit" zu verstehen sei, übernimmt die Neurophysiologie aus externen Quellen; wie auf die Akustik Ergebnisse der Phonologie aufgesetzt werden. Nur dass der Referenzrahmen im ersten Fall ziemlich verschwommen ist. Die Spannweite zwischen neurologischen Daten und den Vorgaben des Deutungssystems ist ungewöhnlich groß. Und das Verständnis von "freiem Willen", das B. Libet heranzieht, ist klischeehaft reduziert. Eine selbst gewählte Armbewegung gilt ihm als repräsentatives Ereignis. Belassen wir es einmal bei dieser Konstruktion und registrieren die Ergebnisse der Libetschen Zuordnung.

Die Untersuchung zeigt, dass derartigen Körperbewegungen im Unterschied zu spontanen Reaktionen ein messbares "Bereitschaftspotenzial" vorausgeht. Wenn man den Zeitpunkt lokalisiert, zu dem Versuchspersonen ihren "Entschluss" zur Bewegung ansetzen, zeigt sich ein bemerkenswertes Ergebnis: er liegt zwischen dem Aufbau des Potenzials und der Innervation des Körperteils. Eine bewusste Steuerung kann den eingeleiteten Vorgang abbrechen, aber sie liegt ihm nicht zuvor. Das heißt: die Vorstellung, dass wir beim raschen Fingerschnippen vorweg eine nachweisbare Bewusstseinstätigkeit vollziehen und daran anschließend zur Handlung übergehen, passt nicht zum neuro-elektrischen Befund.

In sonographischen Mustern von Lautfolgen ist der Begriff "Anfang eines Lautes" nicht eindeutig definiert. Wie und wo ein Laut beginnt, bemisst sich aus dem Kontext und aus der Sinnzuschreibung. Das gilt auch für den "Beginn einer Handlung" im psychologischen Experiment. Welche Messergebnisse man als Indikatoren für den Beginn einer Handlung ansieht, hängt maßgeblich am Begriff einer Handlung. Und umgekehrt bestimmt in dieser Korrelation die Beschaffenheit der Daten, was im Deutungssystem von ihnen verständlich gemacht werden kann. Also doch: Die Messung von Klangwellen ergibt keinen semantischen Unterschied; die Registrierung von Gehirnströmen eignet sich nicht zur Lokalisierung von Freiheit. Die Auswertung

des Experiments springt unkontrolliert zwischen dem Messresultat und der Betrachtungsweise. Ein Stoffstück ist rot-weiß-rot gefärbt, das macht es nicht zu einer Nationalfahne.

Die Konsequenz ist ein Vermittlungsangebot zwischen Hirnforschung und konventioneller Theorie. Wer der Auffassung ist, "der freie Wille" ließe sich am Musterfall des sekundenschnellen Fingerschnippens untersuchen, wählt einen Methodenrahmen, der nur beschränkte Verallgemeinerungen zulässt. Das Beispiel aus der Lautforschung legt nahe, in derart kurzen Zeitspannen mit Beginn-Zuschreibungen vorsichtig umzugehen. Vor allem aber fragt sich, wie sich ein einigermaßen normaler Begriff von Freiheit in diesem Messabschnitt abbilden lässt. Schließlich dreht sich die Aufregung nicht um das Auftreten einer Amplitude, sondern um die unterstellte Determiniertheit des menschlichen Handelns.

Etwas anspruchsvoller sollte der Handlungsbegriff also sein. (Farben alleine machen keine Fahne.) Eine Handlung muss man ausführen oder unterlassen können.

Können

Es gibt eine Auffassung von Freiheit, die in Versuchsanordnungen auftritt und deren Manifestation sich messen lässt. Hier ein Gedankenexperiment. Theodor bäckt Lebkuchen. Sie liegen vor ihm am Kuchenblech, daneben eine Schale mit Mandeln. Er kann einen Kern zur Dekoration auf die Lebkuchen setzen. Kandierte Kirschen kann er nicht dazu verwenden, sie fehlen in der Küche. So gesehen ist er nicht frei zu dieser Handlung.

Ernst Tugendhat hat (in Anknüpfung an G.E. Moore) darauf aufmerksam gemacht, dass wir für das vorliegende Thema einen speziellen Begriff von "können" benötigen. Angenommen, neben dem Kuchenblech stehen Schalen mit Mandeln und mit kandierten Kirschen. Dann erhält die Aussage "Er kann Mandeln zur Dekoration verwenden" einen neuen Sinn. Es könnten auch Kirschen sein. So entsteht die Frage: Was ist der Spielraum, der zwischen zwei Handbewegungen angenommen wird? Theodor dekoriert Lebkuchen, indem er einmal zu Mandeln und dann wieder zu Kirschen greift. Wo liegt seine Freiheit?

Nun: darin, dass er das eine oder andere tun kann. Mandeln und Kirschen sind vorhanden, niemand zwingt ihn zu einer Alternative, es ist seinem Belieben überlassen. Messungen ergeben vielleicht, dass beim flinken Kuchenbacken das "Bewusstsein" erst nach der "Vorbereitung des Griffs zum Mandelkern" auftaucht. Der entscheidende Punkt ist damit nicht berührt: von Freiheit sprechen wir, wenn die ganze Umgebung dementsprechend eingerichtet ist. (Kirschen müssen verfügbar sein. Weniger wichtig ist das Bewusstsein des Vorhandenseins von Kirschen.)

Wie steht es mit den unterschiedlichen Möglichkeiten, die Mandeln zu platzieren, zwei Kirschen zu nehmen oder die Lebkuchen mit dem Daumen einzudrücken? Es wäre interessant, zu erforschen, wie sich diese Optionen im Bereitschaftspotenzial (nicht) zeigen. Aber solche Spitzfindigkeiten lenken von einer wichtigen Beobachtung ab. Etwas zu können heißt - im einschlägigen Sinn - Alternativen zur Verfügung zu haben. Damit verschiebt sich das Problem nochmals. Was verstehen wir unter "Umgang mit verfügbaren Alternativen"?

In seinem Artikel über den "Begriff der Willensfreiheit" (Philosophische Aufsätze, 1992) weist Tugendhat die metaphysische Antwort zurück, nämlich "die eigentümliche Vorstellung ... mit dieser Möglichkeit sei nicht einfach Nichtzwanghaftigkeit gemeint, sondern dass die Handlung nicht notwendig sei in dem Sinn, dass sie nicht kausal verursacht sei."

Die Ausübung der Freiheit ist keine Tätigkeit, durch die wir von jenseits der sinnlichen Welt in deren Abläufe eingreifen. Sie ist uns zugänglich über ein Beschreibungsmuster für soziale Interaktionen. "Verfügbare Alternativen" heißt: die beobachtete Handlung steht unter dem Aspekt,

dass im Betätigungsfeld einer Person unterschiedliche Aktionen sachlich begründet scheinen. (Dass ein abgerissener Knopf auf den Lebkuchen fällt ist keine Alternative in der Kuchendekoration.)

Damit wird deutlich, dass die Streitparteien auf weite Strecken aneinander vorbei reden. Wegen der vorgestellten Mandeln oder Kirschen lohnt sich die Aufregung nicht. Eine vergleichbare Situation könnte allerdings bei der Zollkontrolle eintreten. Gesetzt den Fall, die Auswahl betrifft dort Passagiere mit weißer und schwarzer Hautfarbe. Hier ist der Streit vorprogrammiert. Aber er richtet sich nicht auf neurologische Befunde, sondern auf die Beurteilung der sozialen Konstellation, also auf einen erheblich erweiterten Rahmen der Handlungsfähigkeit.

"Der Streit geht ... darum, aufgrund wovon es zu der Festlegung des Ergebnisses kommt. Wenn aufgrund eines Könnens der betreffenden Person ... dann offenbar aufgrund von etwas, das nicht in bloßer Tatsächlichkeit besteht." (Thomas Buchheim) Freiheit erfordert die Annahme eines Möglichkeitsspielraums für die beobachtete Person.

In einem solchen Spielraum kann im Prinzip auch gewürfelt werden. Interessanter ist ein Verhalten, das sich auf Gründe beruft.

Gründe

Menschen können atmen und am Abend ins Kino gehen. Das sind zwei Spielarten von "können". Sie können, pointiert gesagt, nicht nicht atmen, wohl aber zu Hause bleiben. Die Arbeitshypothese des Determinismus besagt, dass dieser Unterschied nur an der Oberfläche gilt. Wenn man der Sache auf den Grund geht, sei der Kinobesuch so unvermeidlich wie der Stoffwechsel.

Am Beispiel des Kuchenbackens lässt sich die Kontroverse im Kleinen durchspielen. Automatismen mischen sich mit überlegten Aktionen; die Frage stellt sich, wo in messbaren Abläufen Überlegungen dingfest zu machen sind. Die Antwort der Experimentalpsychologen: an einem Zeitpunkt nach dem Auftreten eines Bereitschaftspotenzials. Darauf reagieren Philosophinnen (m/w) mit einer defensiven und einer offensiven Replik.

Erstens: Unter den angeführten Bedingungen ist "Willensfreiheit" nicht zu finden. Die Versuchsanordnung erfasst instinktgeleitete Willkürakte, die auf das Bewusstsein abfärben. Das große Thema wird in diesem experimentellen Rahmen so gut wie möglich an das "können" von Atmung und Stoffwechsel angepasst. Ergebnis: wir können (im anspruchsvolleren Sinn!) Aktionen bewusst blockieren. In der Regel ist die antizipative Ausrichtung auf den nächsten Schritt (eines vorweg gewollten Experiments!) aber der Selbstwahrnehmung dieses Zustands einen Sekundenbruchteil voraus. Klingt doch ganz plausibel.

Ein Problem ergibt sich bloß dadurch, dass manche Forscher die Fähigkeit zur momentanen, bewussten Willkür Willensfreiheit nennen. Hier setzt die zweite, positive Replik der Philosophinnen (m/w) ein. "Eine Entscheidung ist kein bloßer Ruck ... Wenn man sich für eine Handlung entscheidet, dann weist man deren Unterlassung zurück. Unterlassung ist aber mehr als blockierte Dopaminausschüttung." (Lutz Wingert) Bei diesem "mehr" handelt es sich nicht um eine geheimnisvolle überirdische Kraft. So scheint es nur, sofern die Aufmerksamkeit ausschließlich dem Zeigerausschlag gilt. Aber unter diesen Bedingungen ist aus dem Gesamtgewicht eines PKW der Unterschied zwischen Passagieren, Gepäckstücken und Benzin auch nicht herauszurechnen.

Hier beginnt die Gegendarstellung. Von Freiheit zu sprechen lohnt sich nur unter zusätzlichen Annahmen. Siehe Kuchenbacken. Der mangelhafte Begriff von Freiheit versteht darunter z.B., willkürlich Mandeln oder kandierte Kirschen als Lebkuchendekoration herauszupicken. Ein sinnvoller Begriff ist daran orientiert, dass Bäckerinnen dabei einen gewissen Handlungsspielraum haben. Zu

Recht hat ein Leser im ORF-Forum dem vorigen Punkt ein Rezept für Lebkuchen beigegefügt. Ihre Herstellung ist alles andere als automatisch oder willkürlich.

Freiheit ist, von dieser Seite betrachtet, nicht die Umsetzung von etwas, "was ich mir gerade vorstelle", sondern die Fähigkeit, zwischen verschiedenen Rezepten zu wählen. "Auf jeden dritten Lebkuchen kommt eine Mandel" ist eine Regel, die zu einer Menge anderer Regeln in Kontrast steht. In ehrfurchtsvollem Ton wird unter Fachleuten gern Kant zitiert: Freiheit ist die selbst gewählte Bindung an ein Gesetz. Der Sachverhalt lässt sich nüchterner beschreiben. Der Unterschied zwischen Eingebungen des Augenblicks und Zurechnungsfähigkeit liegt darin, dass die Person im 2. Fall auf eine Regel festgelegt ist.

Das wäre unwichtig, wenn diese Festlegung selbst durch Fingerschnippen entschieden würde. Aber so geschieht das normalerweise nicht. Der Bäcker sucht nach Rezepten und überlegt Gründe für seine Wahl. Der Vorgang umfasst Regelsysteme, einen Spielraum und (mögliche) Argumentationen, diesem oder jenem System zu folgen. "Gründe sind Antworten in Reaktion auf zweifelnde Fragen, was man für wahr halten oder was man tun soll. Zur Erfüllung dieser Funktion müssen sie Wünsche, Absichten und Überzeugungen in Verbindung setzen mit deren Wahrheits- und Erfüllungsbedingungen in der Welt ... Neuronale Zustände haben diesen Gültigkeitsbezug aber nicht." (Lutz Wingert)

Nochmals: Das ist kein Vorwurf, sondern einfach eine Feststellung. Im Labor ist es gelungen, Gehirnzustände von Makake-Affen direkt zur Bewegung eines künstlichen Armes einzusetzen. Ein Grund dafür ist die erhoffte künftige Mobilität für Gelähmte. Er liegt auf einer anderen Ebene als die Verdrahtung.

Debatten

Gründe dienen dazu, Personen von der Gültigkeit von Behauptungen und der Attraktivität von Vorschlägen zu überzeugen. Zum Beispiel in der Auseinandersetzung über Willensfreiheit. Die ORF-Serie wäre ganz sinnlos, wenn sie nicht dazu beitrüge, Positionen gegeneinander auszuspielen, ihre Plausibilität zu prüfen und sich allenfalls für eine Option zu entscheiden. Soviel Beweglichkeit ist jedenfalls vorausgesetzt, wenn Forscherinnen (m/w) respektvoll miteinander sprechen. Das heißt zumindest: zwischen den Stellungnahmen gibt es eine Wahl.

Die Kommentare der Leserinnen (m/w) im ORF-Forum demonstrieren den Spielraum deutlich. Ich antworte auf einige, um den Gedankengang abzurunden.

Es gibt Alternativen, für welche argumentiert werden kann, andernfalls reden wir hier bloß herum. Das kann man sehr minimalistisch halten. "Man hat genau 2 Möglichkeiten", nämlich die universelle Determination durch Naturgesetze oder die Einführung eines metaphysischen Prinzips (salai, 18.1.). Ein eigenartiger, selbst auferlegter Zwang. Wo steht geschrieben, dass es sich darauf reduziert? Ein Erdbeben ist entweder ein Naturereignis oder ein Gottesgericht? Da liegt einiges dazwischen: eine Katastrophe, ein Trauma, ein Impuls für die Bauwirtschaft. Programmatisch gesagt: Überall, wo es zwei Möglichkeiten gibt, gibt es mehr als zwei Möglichkeiten.

Die Reaktionen der Leserinnen (m/w) bieten ein buntes Bild. Ein starker Impuls sind die Versuche, das Handeln von Personen durch ein Zusammenspielen "unterschiedlicher Bewusstseinssebenen" (nomsim, 18.1.) verständlich zu machen. Diese Betrachtungsweise entspricht auch dem Diskussionsstand der naturwissenschaftlich orientierten Philosophie der Psychologie. Der Mensch besteht aus zahlreichen Automatismen, die stellenweise einer übergeordneten Kontrollinstanz unterworfen sind. Auch dieses Modell lässt sich mit der schwarz/weiß-Frage unter Druck setzen.

Zieht die Kontrollinstanz nur die Endsumme aus den Eingaben der unteren Instanzen, oder hat sie ein davon unabhängiges Pouvoir?

Es ist ein Denkreflex. Entweder es war der Alkohol oder der freie Wille (fouloleron, 18.1.). Wo bleiben die Nuancen? Streckenweise diskutieren wir im Zylinder und Gehrock die Agenda des 19. Jahrhunderts. "Wir haben einen freien Willen", das klingt wie "Sie hat einen Bausparvertrag" und wer sich auf die Suche nach dem Willen macht, kann ihn nicht finden. (Vielleicht den "letzten Willen".) Heutzutage ist darauf hinzuweisen, dass sich das Wörtchen "haben" in diesen beiden Sätzen unterschiedlich verhält. "Ein freier Wille" ist nicht von der Art, dass er einfach konstatiert oder vermisst werden kann.

Wer sich auf das Spiel "Wo ist er denn zu sehen?" einlässt, hat sich vorneweg dem Druck der schwarz-weiß-Fraktion gebeugt. Nur in diesem Rahmen kommt es zum defensiven "zweifle, ob es wirklich nur diese beiden Möglichkeiten gibt! (nive, 18.1.) und dem generösen "OK, immer raus damit!" (salai, 18.1.) Das Kunststück besteht darin, die Debatte zu verlagern. Um die Pointe unseres Redens vom freien Willen zu sehen, sind Exkursionen in Themenbereiche wie Anfangen, Können und Begründen nötig gewesen. "können muss man dürfen" (hellmoodeville, 26.1.) lese ich so: Zur Fähigkeit, etwas zu tun, gehört eine Freigabe. Es muss gestattet sein zu wählen, und davon ist die entweder/oder Variante eine Minimalform.

Mit "Freigabe" sind wir nahe an Metaphysik und Religion. "Dass alle Menschen einen freien Willen haben" (Karl Bednarik, 27.1.), beruht nach meinen Ausführungen darauf, dass sie in den Genuss einer nuancenreichen Beschreibung ihres Verhaltens kommen können. So ist es neutral formuliert. Es fragt sich - darüber hinaus -, wer diesen Genuss garantiert, und damit sind Instanzen angesprochen, deren Bestehen und Wirksamkeit sprachphilosophisch nicht zugänglich ist. Menschen als Richterinnen (m/w) über Menschenleben (allgeier, aasgeier, 28.1-29.1.) tangieren diesen Punkt.

Das ist also ein Plädoyer zur Entkrampfung der Debatte zwischen der "gottlosen Wissenschaft" und den "Werten des christlichen Abendlandes". Für jene, denen eine Retourkutsche lieber ist, empfiehlt sich dieses "Paradoxon": "Haeckel ärgert sich über die Juristen, die sich nicht drum kümmern, dass die Kriminellen, die sie verurteilen ja keinen freien Willen haben. Er merkt aber nicht, dass dann ja auch die Juristen determiniert handeln, ja und sein Ärger ist ja auch determiniert." (marlenew, 12.1.) So sieht es aus, wenn das Manöver der Zuschreibung von Verantwortung abgeblockt wird. Ein Zustand ohne Ärger. Ein direkter Übergang von der Naturwissenschaft in die Erlösung vom Ich.

Literaturhinweise:

- Peter Bieri: Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens. München, Wien 2001
- Thomas Buchheim: Die Grundlagen der Freiheit. Eine Einführung in das 'Leib-Seele-Problem'. In: Philosophisches Jahrbuch 111 (2004), S. 1-15
- Deutsche Zeitschrift für Philosophie 52 (2004), 2 (Themenschwerpunkt "Hirn als Subjekt")
- Deutsche Zeitschrift für Philosophie 52 (2004), 6 (Themenschwerpunkt "Hirn als Subjekt. Grenzfragen der neurobiologischen Hirnforschung II). Siehe DZfPh im Internet, in: <http://dzphil.akademie-verlag.de/>
- Petra Gehring: Es blinkt, es denkt. Die bildgebenden und die weltbildgebenden Verfahren der Neurowissenschaft. In: Philosophische Rundschau 51 (2004). S. 273-295
- Christian Geyer (Hrsg.): Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt/Main 2004
- Herbert Hrachovec: ORF Kolumne, in: <http://science.orf.at/science/hrachovec>
- Alan Liu: The Laws of Cool. Knowledge Work and the Culture of Information. Chicago 2004
- Thomas Metzinger: Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie. Paderborn 2001
- Michael Pauen: Grundprobleme der Philosophie des Geistes. Eine Einführung. Frankfurt/M 2001
- Jürgen Schröder: Einführung in die Philosophie des Geistes. Frankfurt/M 2004
- Ernst Tugendhat: Der Begriff der Willensfreiheit. In: ders.: Philosophische Aufsätze. Frankfurt/M 1992. S. 334-351